

„Alle inklusive? Jugendfeuerwehr und Behinderung“

„Wir sind auf einem guten Weg, auch wenn wir in kleinen Schritten vorangehen.“ Optimistisch zeigte sich der stellvertretende Bundesjugendleiter Andreas Huhn am Ende des zweitägigen Kongresses „Alle inklusive? Jugendfeuerwehr und Behinderung“, der am 25. und 26. März in Berlin stattfand. Und doch wurde an diesem Wochenende auch deutlich, welche Probleme es gibt und woran es noch hapert in den deutschen Jugendfeuerwehren, wenn es um die Aufnahme von Menschen mit Behinderung geht. Angefangen bei der Bereitschaft, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen und sich dafür zu öffnen, über berechnete Ängste auf beiden Seiten bis hin zu Widerständen, auf die man stößt – nicht überall läuft alles reibungslos, wenn ein Jugendlicher mit Behinderung anfragt, ob er denn nicht auch Teil der Gruppe sein kann. So wie alle anderen eben und obwohl er im Rollstuhl sitzt oder gehörlos ist.

Zunächst ging es allerdings um den Begriff der Inklusion. Hierzu hielt Professor Clemens Dannenbeck ein Impulsreferat. „Das Fragezeichen im Titel des Kongresses müsste eigentlich erledigt sein“, meinte er mit Blick auf die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, die bereits seit März 2009 in Deutschland rechtsverbindlich ist. Danach werde Behinderung als Bestandteil menschlichen Lebens und als Quelle kultureller Bereicherung in der Gesellschaft verstanden. Die Konvention fordere von Staat und Gesellschaft Inklusion im Sinne voller gesellschaftlicher Teilhabe aller Menschen und sei „kein Papier für die Schublade“.

Doch was bedeutet Inklusion? „Es geht darum, dass alle Menschen so leben können, wie sie es wollen. Alle Menschen sind verschieden und jeder kann etwas. Deshalb sollen alle überall da mitmachen können, wo sie es wollen. Und jeder sollte dabei selbst entscheiden, wie er mitmachen möchte“, erklärte Dannenbeck. Auch



Um es gleich vorweg zu nehmen: Die Jugendfeuerwehren in Deutschland sollen nicht verpflichtet werden, Jugendliche mit Behinderung aufzunehmen oder auch gezielt anzuwerben. Die Deutsche Jugendfeuerwehr möchte aber die notwendige Hilfestellung und die Möglichkeit zum Erfahrungsaustausch bieten. Und ein Baustein war eben der Inklusions-Kongress in Berlin. Rund 40 Frauen und Männer aus ganz Deutschland, darunter auch einige, die nichts mit der (Jugend)Feuerwehr am Hut haben, kamen, lauschten den Ausführungen der Referenten, meldeten sich zu Wort, schilderten zum Teil erschreckende Reaktionen auf ihre Bemühungen und setzten sich in verschiedenen Workshops mit dem Thema auseinander.

wenn wir untereinander verschieden sind, so seien wir als Menschen doch alle gleich. Darum brauche man gleiche Rechte und Regeln für alle. Einige brauchten vielleicht auch Hilfe, dann müssten andere Menschen helfen. Nur so könnten alle miteinander leben. „Jeder von uns kann etwas dafür tun, dass Hindernisse verschwinden. Man muss es immer wieder versuchen“, verdeutlichte Dannenbeck. Inklusion beziehe sich nicht nur auf die Lebenssituation von Menschen mit Behinderung. Es gehe um das Recht auf volle gesellschaftliche Teilhabe für alle Menschen, ungeachtet ihrer kulturellen Zugehörigkeit, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion oder auch sozialer Herkunft und Vermögen, nannte Dannenbeck einige Beispiele. Es gehe also nicht um

Gleichmacherei. „Inklusion ist das Gegenteil.“ Es gehe um die Orientierung an individuellen Bedürfnissen und darum, Vielfalt zuzulassen. „Die UN-Konvention gibt Rückendeckung für Aktionen“, hob er hervor. Er empfahl, mit Selbstbewusstsein an die Sache ranzugehen. „Es ist keineswegs nur eine Zusatzbelastung, sondern eine Chance.“

Das sah auch Ansgar Drücker so. „Wer sich jungen Menschen mit Behinderung öffnet, hat es auch in anderen Bereichen leichter, wenn es um Diskriminierung geht“, meinte er. Ihm sind aber auch die Widerstände bekannt. „Wir alle kennen die Ausreden ‚Wir würden ja gerne...‘, ‚Wir haben ganz andere Probleme‘ oder auch ‚Wer soll das machen?‘“ Das seien typische Reaktionen, wenn man versuche, Barrieren abzubauen. „Die innere Haltung ist oft schon ein wichtiger erster Einstieg. Es lassen sich Lösungen finden, wenn man denn will“, betonte Drücker.



„Es ist ein Gewinn, wenn ein Jugendlicher mit Behinderung dazustößt.“

An der anschließenden Podiumsdiskussion beteiligten sich neben Dannenbeck und Drücker auch Rainer Dillenber, Willi Donath, Ilja Seifert und Gunda Voigts. Moderator war Daniel Günther. „Wir müssen tatsächlich was an der Einstellung ändern. Es wird häufig über das Ob geredet und nicht über das Wie“, stellte Günther zu Beginn fest. „Rechtlich sind wir schon bei der Frage ‚Wie?‘“, bekräftigte Dannenbeck. Willi Donath hob hervor, dass es schon gelungene Beispiele gebe. Er machte gleichzeitig deutlich, dass „wir den Jugendfeuerwehren nichts aufdrücken wollen“ und dass man die Ängste und

Die Referenten, Diskussionsteilnehmer und Workshop-Leiter:

Matthias Berendt: Seit März 2010 ist Matthias Berendt stellvertretender Landesjugendfeuerwehrwart der Jugendfeuerwehr Schleswig-Holstein. Die Deutsche Jugendfeuerwehr wird gemeinsam mit der Landesjugendfeuerwehr Schleswig-Holstein ein Kooperationsprojekt durchführen, um den Fachkräfteaustausch zum Thema des Kongresses auf Landesebene zu etablieren.

Professor Clemens Dannenbeck: Er studierte Soziologie und Erziehungswissenschaften. 2001 promovierte er. Dannenbeck lehrt an der Hochschule Landshut und ist dort Beauftragter für die Belange von Menschen mit Behinderung.

Rainer Dillenber: Dillenber arbeitet als Referent für Kindheit und Jugend bei der Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung in Berlin. Er war 30 Jahre Geschäftsführer des Lebenshilfe-Landesverbandes in Schleswig-Holstein und hat dort das Inklusionsbüro aufgebaut. Er ist Mitglied im Ausschuss „Kinder- und Jugendhilfe“ der Aktion Mensch.

Willi Donath: Er ist seit 2010 Vorsitzender des Fachausschusses Integration der Deutschen Jugendfeuerwehr. Im Jahr 2007 war er einer der Initiatoren zum Start der erfolgreichen Integrationskampagne „Unsere Welt ist bunt“.

Ansgar Drücker: Der Diplom-Geograf ist seit Januar Geschäftsführer des bundesweit tätigen Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung mit Sitz in Düsseldorf. Zuvor war er Bundesgeschäftsführer der Naturfreundejugend Deutschlands.

Heike Hoppe: Heike Hoppe ist die stellvertretende Geschäftsführerin der Feuerwehr-Unfallkasse Niedersachsen. Mit ihren rund 217.000 Versicherten ist sie Deutschlands größte Feuerwehr-Unfallkasse.

Ilja Seifert: Seit einem Badeunfall 1967 ist Ilja Seifert querschnittsgelähmt. Der Germanist war 1990 Gründungspräsident des Allgemeinen Behindertenverbandes in Deutschland „Für Selbstbestimmung und Würde“. Als ehrenamtlicher Vorsitzender leitet er den Berliner Behindertenverband und ist Vertreter des Deutschen Behindertenrates im Europäischen Behindertenforum.

Karin Ullmann: Sie ist Mitarbeiterin im Projekt „Inklusionsbüro“ der Lebenshilfe Schleswig-Holstein. Die Schwerpunkte ihrer Tätigkeit liegen hier in der Stärkung der Selbstvertretung von Menschen mit Behinderung, im Bereich Öffentlichkeitsarbeit und in der Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, die an der Umsetzung von Inklusion mitwirken möchten.

Martin Ungemach: Ungemach ist Jugendwart in Rheinland-Pfalz und engagiert sich außerdem im Bereich internationaler Jugendaustausch. Der Absolvent der Katholischen Fachschule für Sozialpädagogik Heidelberg betreut Freizeitveranstaltungen für behinderte und nicht behinderte Kinder und Jugendliche.

Gunda Voigts: Gunda Voigts war von 2001 bis 2009 Geschäftsführerin des Deutschen Bundesjugendrings. Derzeit promoviert sie an der Universität Kassel. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in den Themen Kinder- und Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit und -forschung, Kinder- und Jugendpolitik, Fragen sozialer Ausgrenzung, Kinderschutz sowie Förderung der Kinder- und Jugendhilfe. Sie ist Mitglied im Ausschuss „Kinder- und Jugendhilfe“ bei der Aktion Mensch.

Sorgen der Betreuer ernst nehmen müsse. „Es ist ein Gewinn, wenn ein Jugendlicher mit Behinderung dazu stößt“, so seine Meinung. In Schleswig-Holstein sei die Inklusion nichts Neues, sagte Dillenberg. Es gebe bereits gute Ansätze. Er sprach sich dafür aus, nicht die Defizite in den Fokus zu rücken, sondern die Stärken zu betonen.

Doch was können Jugendfeuerwehren tun, um mit den großen, auch pädagogischen Herausforderungen, die auf sie zukommen, umzugehen? Das wollte Moderator Daniel Günther als Nächstes wissen. „Ihr müsst die, über die ihr redet, mit ins Boot holen. Teilhabe entsteht durch Teilhabe“, riet Gunda Voigts. „Wir müssen die Köpfe frei machen, uns neuen Ideen öffnen und Ängste nehmen“, ergänzte Willi Donath. Er warb im weiteren Verlauf der Podiumsdiskussion dafür, die Betreuer mitzunehmen, das Thema nicht hochwissenschaftlich zu diskutieren, sondern es durch einen Meinungsaustausch und Best-Practice-Beispiele ganz pragmatisch an die Basis zu bringen. Ilja Seifert sprach sich dafür aus, Kinder erst mal Kinder, und dann erst Behinderte sein zu lassen. „Es müssen ja nicht alle an der Spritze stehen.“ Ein Teilnehmer fragte, wie man denn argumentieren könne, wenn der Träger der Feuerwehr gegen eine Aufnahme ist. Hierfür hatte Ansgar Drücker zwar kein Patentrezept, skizzierte aber mehrere Strategien. Das reichte von einfach machen und dann über Versicherungsfragen etc. reden bis hin zum Aufzeigen von erfolgreichen Beispielen. „Inklusion ist ein Menschenrecht“, ergänzte Dannenbeck.

„Da sehen wir, dass wir noch ein dickes Brett zu bohren haben.“

Donath schilderte ein Beispiel aus Hessen, das den Anwesenden Mut machte. Eine Jugendfeuerwehr habe einen Jungen im Rollstuhl aufgenommen. Er habe sogar die Leistungsspanne gemacht und als Maschinist die Pumpe bedient. Doch nicht immer sind die Beispiele so positiv: Ein Teilnehmer aus Niedersachsen, dessen Sohn geistig behindert ist, etliche Jahre in der Jugendfeuerwehr war und inzwischen 18 Jahre alt ist, meldete sich zu Wort. „Die Kids stehen hinter ihm. Er war bei Zeltlagern oder auch Wettbewerben immer mit dabei. Jetzt darf er nicht mehr weitermachen“, klagte der Teilnehmer, der in seinem Heimatort selbst Jugendfeuerwehrwart ist. „Es ist klar, dass er nicht tauglich für den aktiven Dienst ist“, meinte er im Gespräch mit dem Lauffeuer, dennoch solle er weiterhin als Betreuer in der Jugendfeuerwehr mitmachen dürfen. Doch das habe die Kommune nicht erlaubt. Das sei sogar so weit gegangen, dass ihm und seinem Sohn ein Rauschmiss angedroht worden sei, schilderte der sichtlich bewegte Teilnehmer seine Erfahrung. Dieses Beispiel bezeichnete Willi Donath als erschreckend. „Da müsste man sich schämen, dass es so was gibt. Da sehen wir, dass wir noch ein dickes Brett zu bohren haben“, hob er hervor.

Die Workshops

Am nächsten Vormittag standen vier Workshops, die nacheinander besucht wurden, im Mittelpunkt. Zusammen mit Willi Donath widmeten sich die Teilnehmer dem Thema „Chancen und Möglichkeiten der

Jugendfeuerwehr in Bezug auf die Arbeit mit Jugendlichen mit Behinderung“. Im Workshop von Karin Ullmann und Matthias Berendt ging es um die Frage „Partner vor Ort – wen gibt es, wie spreche ich sie an, wie kann kooperiert werden?“. Auf den Versicherungsschutz ging Heike Hoppe ein. Die „Anforderungen an die Jugendfeuerwehren (und Verbände) zur erfolgreichen Realisierung integrativer/inklusive Jugendarbeit“ standen bei Gunda Voigts und Martin Ungemach im Mittelpunkt. Am Ende wurde eine positive Bilanz des Kongresses gezogen. DJF-Bildungsreferent Sven Gramstadt wies abschließend auf das Arbeitsheft „Inklusion in der Jugendfeuerwehr“ mit vielen Informationen, Berichten aus der Praxis, Spielideen, Literaturtipps und vielem mehr hin, das über die Landesjugendfeuerwehren erhältlich ist und auch als Download unter www.jugendfeuerwehr.de zur Verfügung steht.

Workshop „Chancen und Möglichkeiten der Jugendfeuerwehr in Bezug auf die Arbeit mit Jugendlichen mit Behinderung“

Sieben Bereiche standen im Workshop von Willi Donath im Mittelpunkt. Auf Karten konnten die Teilnehmer Stichpunkte zu den Themen Bedenken, Angst, Überforderung, Unterstützung, Verantwortung, Grenzen und Chancen notieren, die dann erläutert und diskutiert wurden. „Überfordere ich das Kind?“, „Können Verbände das leisten?“, „Kann man etwas falsch machen?“, „Wie sieht es mit der Versicherung aus?“ Dies waren einige der Bedenken, die genannt wurden. Zudem wurden Zweifel laut, dass die Erwachsenenverbände den Weg genauso gehen wie die Jugendfeuerwehren. Beim Thema Angst wurden eine mögliche Überforderung der Gruppenleiter, die Reaktionen der anderen, Berührungsängste oder auch die Angst, Situationen nicht richtig einschätzen zu können, angegeben. Beim Stichwort Überforderung ging es nicht nur um die Fragen, ob man etwas falsch machen kann und wer dem Jugendfeuerwehrwart zur Seite steht, sondern auch darum, dass eine Überforderung möglicherweise nur in den Köpfen existiert oder ein Problem der Organisation und der Rahmenbedingungen ist. Bereits hier wurde betont, dass eine Unterstützung durch erfahrene Partner notwendig ist. Unterstützung – die wird jedoch nicht nur von Partnern wie der Lebenshilfe





oder Unfallkassen, sondern auch von der Wehrleitung, den anderen (Jugend)Feuerwehrmitgliedern, den Eltern und vor allem dem eigenen Verband gefordert, wie beim nächsten Punkt deutlich wurde.

„Verantwortung sollte jeder übernehmen“, meinte ein Teilnehmer zu diesem Stichwort. Und: Verantwortung hat man für alle Jugendfeuerwehrmitglieder, nicht nur für „Sonderfälle“. Es wurde zudem darauf hingewiesen, dass es in der Jugendfeuerwehr genügend Aufgaben gebe, die auch mit Einschränkungen ausgeübt werden könnten. „Grenzen gibt es nicht. Inklusion ist unteilbar.“ „Grenzen sollten neu definiert werden.“ Das waren Punkte, die unter dem nächsten Stichwort aufgelistet wurden. Genannt wurden aber auch räumliche Grenzen, etwa Treppen im Feuerwehrhaus, und die damit fehlende Barrierefreiheit. Die Chancen, die die Aufnahme von Menschen mit Behinderung mit sich bringen, „muss man erkennen und wahrnehmen“. Man müsse Mut machen und Solidarität schaffen, Vorurteile und Ängste abbauen und Vielfalt erfahren. Diese Punkte wurden unter anderem beim siebten und letzten Thema gesammelt. Hervorgehoben wurde auch, dass dadurch die soziale Kompetenz gestärkt wird sowie Akzeptanz und Toleranz gefördert würden.

Workshop „Partner vor Ort – wen gibt es, wie spreche ich sie an, wie kann kooperiert werden?“

Es ist keine abschließende Aufzählung möglicher Partner vor Ort, betonte Matthias Berendt gleich zu Beginn des Workshops. Zusammen mit Karin Ullmann und den Teilnehmern wurden Ansprechpartner aufgelistet, auf die man zurückgreifen kann. Genannt wurden etwa Ämter und Behörden, die Lebenshilfe oder andere Verbände, Eltern („Auch hier muss man Ängste abbauen“), Schulen, Lehrer, natürlich der Jugendliche selbst, Jugendringe, andere Jugendgruppen, Werkstätten und Wohngruppen für Menschen mit Behinderung, Unternehmen und deren Schwerbehindertenvertreter oder auch andere Jugendfeuerwehren („Man muss das Rad nicht neu erfinden“). Karin Ullmann war es wichtig, den Frauen und Männern Mut zu machen. „Widerstand in den eigenen Reihen ist etwas ganz Normales.“ Sie riet, Unwissen und Missverständnisse zu thematisieren.

Workshop „Anforderungen an die Jugendfeuerwehren (und Verbände) zur erfolgreichen Realisierung integrativer/inkluisiver Jugendarbeit“

Interessante Erfahrungen machten die Teilnehmer des Workshops von Gunda Voigts und Martin Ungemach. Ihnen wurden kleine Zettel auf den Rücken geklebt, auf denen stand, welche „Behinderung“ sie haben. Das reichte von blind über taub und geistig behindert bis zum Down-Syndrom, Leukämie oder gar Depressionen. In kleinen Gruppen mussten die Teilnehmer nun Fragen stellen, um herauszufinden, welche „Behinderung“ sie haben. Die Fragen durften nur mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden. Erstaunt und gleichermaßen erfreut waren die Teilnehmer in der anschließenden Runde, dass viele ihrer Fragen mit ja beantwortet wurden und sie somit vieles machen konnten – obwohl sie eine „Behinderung“ hatten. Und schnell war klar, dass man eben genau darauf schauen muss, was möglich und machbar ist. „Alle Kinder haben Ressourcen“, hob Gunda Voigts hervor. Wichtige Stichpunkte in der anschließenden Diskussion waren beispielsweise Akzeptanz, Toleranz, die Begeg-



nung auf Augenhöhe oder auch die Erweiterung des Blickwinkels. Doch wie erreicht man all dies? Wichtig sei, Einsatzmöglichkeiten für Menschen mit einem Handicap zu definieren, Eltern einzubinden, Netzwerke zu nutzen, auf Schulen zuzugehen und vor allem die Erwachsenenorganisation mit ins Boot zu holen. Denn geklärt werden müsse auch, wie es nach der Zeit in der Jugendfeuerwehr weitergeht. Dass all diese Punkte nicht von heute auf morgen geklärt werden können und mitunter viel Überzeugungsarbeit geleistet werden muss, verstand sich von selbst.

Workshop „Versicherungsschutz bei der Jugendarbeit mit Menschen mit Behinderung“

Der Versicherungsschutz und rechtliche Grundlagen standen im Workshop von Heike Hoppe im Fokus. Sie riet den Teilnehmern, bei Fragen lieber ein Mal zu viel beim jeweiligen Versicherungsträger anzurufen, damit es kein böses Erwachen gibt. Sie nannte einige Beispiele für versicherte Tätigkeiten in der Jugendfeuerwehr, etwa bei Übungsdiensten. „In vielen Fällen ist es völlig egal, ob jemand behindert ist oder nicht“, hob sie hervor.

sj